

Wie geht Theologie als Treue zum Realen?

Vier Gegenerzählungen zur identitären Versuchung

Die entscheidende Frage christlicher Theologie ist und bleibt die Frage nach Gott. Lange war Gott quasi im Besitz der Kirchen, in ihrer Sprache und ihren Ritualen. Nach europäischer Säkularisierung und globaler Wiederkehr der Religion schien Gott im Besitz besonders religiöser Menschen und Gemeinschaften. Schaut man aber in die Tiefe der eigenen Archive des Glaubens, liegt eine andere Entdeckung nahe. Gott ist kein kirchliches und auch kein religiöses Thema. Das Wort »Gott« meint einen tatsächlich möglichen Ereignishorizont aller Lebens- und Existenzbereiche, also der Biographie und der Welt »überhaupt«. Mit diesem »überhaupt« bleibt Theologie zwar weiter für die »großen Fragen« zuständig, aber indem sie ihren, nun christlich orientierten, Blick auf die kleinen Hoffnungen und Katastrophen des Lebens lenkt, indem sie in der Spur Jesu die nackte Existenz der Stumm-Gemachten ermächtigt und auf das Versprechen kommender Gerechtigkeit und Gnade setzt. Wenn die kürzeste Definition von Religion »Unterbrechung« (Johann B. Metz) heißt, dann lautet die kürzeste Definition von christlicher Theologie heute »Treue zum Realen« (Jon Sobrino) in seiner ganzen komplizierten Uneindeutigkeit.

Theologie befindet sich damit vor einer nächsten praktischen Wende aller Rede von Gott. In Weiterschreibung von *Gaudium et Spes* kann das »Doing theology« heute so definiert werden, dass man drei Dingen nicht ausweichen kann: nicht den Herausforderungen der Gegenwart, darin nicht den drängenden Praxis- und Existenzproblemen und bei allem nicht der begründeten Hoffnung, mit dem Gott Jesu rechnen zu können. Das hat Konsequenzen: Das Waterloo der Theologie ist nicht allein das Denken, sondern das Leben. Jede monopolartig auftretende Konzeption im Gestus der Letztfundierung nach Innen oder des absoluten und einzig vernünftigen Urteils nach Außen bleibt in Bezug auf die Herausfor-

derungen von beschleunigten und konfliktiven Lebenswelten zu unterkomplex und trivialisiert den Gott, auf den sie sich beruft. Mit dem US-amerikanischen Religionsphilosophen John Caputo geht es nicht mehr so sehr darum zu beweisen, dass Gott »existiert«, als um die Art und Weise, wie er praktisch »insistiert«, wie uns in den Ereignissen des Lebens eine überschreitende Leerstelle bedrängt, inspiriert und auf befreiend-solidarisches Handeln hin öffnet.

Theologie kann dann nicht mehr einfach heißen, Antworten aus dem Glauben zu geben. Weil die Fragen neu und anders sind und die vertrauten Antworten darauf nur noch selten passende Orientierung geben. Theologie braucht weniger Einheit und weniger Sicherheit, sondern mehr nervöse Anschlussstellen an die Existenzfragen der Gegenwart. Es braucht mehr Verunsicherung, mehr Ortlosigkeit, mehr Suchbewegung, wenn sie mehr sein will als »tribales Nischenwissen« (Marcello Neri) für religiöse Neogemeinschaften, die auch innerhalb der Großkirchen Aufwind haben.

Der Knackpunkt religiöser Glaubenstraditionen ist heute eine Leben ermöglichende Praxisrelevanz, die über die Interessen der eigenen Glaubensgemeinschaft hinausgeht und das Wohl auch des fremden, anderen, auch des andersgläubigen Menschen will. Religionen sind deshalb gefordert, die exklusiv-identitären Versuchungen der Gegenwart nicht auch noch religiös zu verschärfen. Wer sich im Glauben rein halten will vor den Erfahrungen anderer, vor der Vielfalt und Mehrdeutigkeit im Heute, wird dies nicht ohne ausgrenzende Gewalt durchhalten können. Gefragt sind theologische Gegenerzählungen zu den identitären Versuchungen der Gegenwart.

1. Gibt es Alternativen zur weltweiten Durchökonomisierung menschlichen Lebens samt sozialer Exklusion, Kriegen und einem auf Dauer tödlichen Ressourcenverbrauch?

Im Jahr 2012 haben Geologen die Epoche des Anthropozän ausgerufen. Erstmals in der Globalgeschichte ist der Mensch selbst zum entscheidenden Faktor der Erdentwicklung geworden. Und wie man weiß, ist das keine wirklich gute Nachricht. Das von Europa aus weltweit verbreitete Modell kapitalistischer Marktwirtschaft ist auf der Rückseite seiner Wohlstandsversprechen nicht ohne einen auf Dauer tödlichen Ressour-

cenverbrauch zu haben. Generation für Generation wird in eine Steigerungs- und Wettbewerbslogik einsozialisiert, die ebenso selbstverständlich wie unausweichlich erscheint. Das jüngste Beispiel: Der Wandel des Internet von einer utopischen Anarchie freier, solidarischer und unentgeltlicher Kollaborationen hin zu den Monopolkonzernen Facebook, Google und Co. Einerseits sind in fast allen Lebensbereichen Markt- und Wettbewerbslogiken selbstverständlich geworden. Andererseits scheint es dadurch aber keineswegs allen auch wirklich besser zu gehen. Wer (noch) mithalten kann, steht unter dem Druck, auf den rutschenden Abhängen das Erreichte zu sichern. Egal ob auf der Arbeit, im Nachtclub oder bei Facebook – man ist immer auf dem Markt der Performance und Bewertungen. Das ironische Bonmot der selbstständigen Unternehmer wird zum Lebensmotto: Wir arbeiten selbst und wir arbeiten ständig, an der Karriere, an der Performance, an der körperlichen Attraktivität. Für viele andere führt die Biographie direkt in die »Abstiegsgesellschaft« (Oliver Nachtwey). Migration, Geschlecht, soziales Milieu, Hautfarbe, religiöses Bekenntnis – es sind viele Kategorien, die heute über Status und Chancen eines Menschen entscheiden. Trotz Bundeskanzlerin und Gleichstellungsgesetzen verdienen Frauen weniger als Männer, arbeiten deutlich häufiger im Niedriglohnbereich und sind häufiger Gewalterfahrungen ausgesetzt (»me too«). Zugleich hat eine Managerin aber völlig andere Teilhabe- und Gestaltungschancen als eine weibliche Reinigungskraft mit Migrationsbiographie.

Die Theologie darf diesen Wirklichkeiten nicht ausweichen. Wenn Gott zur Sprache kommt, stellt sich immer die Frage, ob damit die eigene Überlegenheit zementiert, ob eine privilegierte Identität gegen andere verteidigt wird, ob also mit oft wohlmeinenden Worten in seinem Namen Exklusion praktiziert wird. Und das ist immer auch selbstkritisch zu fragen.

Eine doppelte Orientierung zeichnet sich ab: Die befreiungstheologische Option wegen der Armen und ausgegrenzten Anderen (so Norbert Arntz) hat nichts an Dringlichkeit verloren. Vor allem im englischsprachigen Bereich wird das starke Befreiungspathos aber durch genderbezogene, intersektionale oder postkoloniale Kritik zu einer größeren Treue zum Realen gezwungen. Statt sich im heroischen Kampf gegen das Falsche der richtigen Identität zu versichern, geht es nun um postheroische Ereignisse des Richtigen *im* Falschen, auf deren verwandelnde Dynamik eine christlich reflektierte Hoffnung setzen darf.

2. Wie verändern die digitalen Medien-Revolutionen die Art und Weise, wie wir ganz analog, also sozial, biographisch und körperlich-materiell in die Welt und vor Gott gestellt sind?

»Technik ist weder gut noch böse; noch ist sie neutral« (Melvin Kranzberg). Diese Einsicht eines Technikhistorikers könnte auch für die theologische Treue zum Realen in digitaler Gegenwart leitend werden. Die neuen technischen Möglichkeiten verändern Kultur und Gesellschaft so umwälzend, wie vorher wohl nur die Erfindung der Schrift und später des Buchdrucks. Auch das Digitale ist real, weil es vom Analogen nur noch um den Preis völliger Enthaltbarkeit zu trennen ist. Digitale Technik also ist weder gut noch böse, aber sie verändert die Entdeckungsbedingungen der christlichen Glaubenstradition. Und sie produziert neue Gewinner und neue Verlierer und ist damit beteiligt an der Zuweisung von Lebenschancen. Eine theologisch verantwortete Reaktion auf die digitalen Revolutionen darf sich deshalb nicht auf den rein instrumentellen Umgang mit neuen Technologien beschränken. Digitalität bedeutet für Kirche und Theologie mehr als den Webauftritt zu optimieren, einen Twitteraccount zu bespielen, oder die Vorlesung vom Tablet abzu-lesen. Es bedeutet auch anderes, als einfach neue »Kanäle« der Glaubenskommunikation zu nutzen, um das, was immer schon galt, einfach digital zu performen. Das alles unterschätzt die grundlegende Transformation von Kultur und Gesellschaft durch Digitalität. Es gibt nicht einfach ein paar neue Wege – die ganze Landschaft verändert sich. Was aber bedeutet dann in einer digitalisierten Kultur »Inkulturation des Evangeliums«?

Der aufgeklärte Humanismus hatte Gott und die unbelebten Dinge aus dem Bereich der Gesellschaft gestrichen – nur der Mensch war im Zentrum. Wenn man heute den Akteuren folgt (Bruno Latour), dann trifft man auf Menschen, die mit Geistern, Teufeln und Erweckungen rechnen, wie auch auf intelligente und sprachfähige Maschinen. Deshalb ist unter digitalisierten Bedingungen von einer andauernden Religionsproduktivität auszugehen. Wer ganz selbstverständlich nicht nur mit lebenden Menschen spricht, sondern auch mit dem Kühlschrank oder dem Auto, warum sollte er dann nicht auch mit einem brennenden Dornbusch oder den Ahnen sprechen? Die Frage einer kritischen Theologie wird bei beiden sein: Wozu wird das dienen und wird es das Leben

auf der Erde tatsächlich »besser« machen? Und wenn ja: für wen und wen nicht?

Was heißt das für eine moderne, anthropologisch gewendete Theologie, die Gott als Anwalt des Menschlichen und seiner Freiheit bekennt? Eine erste Intuition geht in die Richtung, den Humanismus als Ethik nicht vorschnell aufzugeben, das Bewusstsein des einzelnen Menschen als Erkenntnisprinzip aber zu relativieren. Insofern erhärtet die Digitalisierung eine Prognose von *Michel Foucault*, dass der Mensch als Zentrum der Erkenntnis verschwinden wird, wie ein in den Sand gemaltes Gesicht am Meeresstrand.

3. Gibt es Alternativen zur marktgerechten Transformation des Christentums in die enthusiastische Siegerreligion eines »Prosperity-Gospel« samt scharfer Innen/Außengrenzen prekärer Heilsgewissheit?

In der digitalen Kultur der Singularitäten (Andreas Reckwitz) führt die Offenheit der Kommunikationsmöglichkeiten nicht automatisch zu mehr Freiheit und individueller Emanzipation. Es zeigen sich nächste Strukturen, die von der Performance singulärer *Identität* und dem Ringen um *Kontrolle* über das eigene Leben und deren Projekte geprägt sind. Die selbst gewählte Zugehörigkeit zu den Bezugsgruppen der Gleichgesinnten wird entscheidend. Wenn es primär um Identität und Zugehörigkeit geht, dann werden die vielen Informationen aber nicht nach rationalen Wissenskriterien, sondern nach affektiven Identitätskriterien sortiert und wahrgenommen: Identität schlägt Wissen und komplizierte Fakten. Es bilden sich gegenseitig abschließende Welten, Echokammern des Analogen quasi. Gegenwartsforscher sprechen von digital verflüssigten Stammeskulturen. Diese neotribale Struktur verändert die Religionen insgesamt und damit auch das Christentum. Vor allem die charismatisch-pentekostalen Glaubensformen scheinen sich nahezu perfekt in die singulär-tribale Kultur des digitalen Kapitalismus einzupassen. Die Forschung gibt grob vereinfacht zwei Antworten auf den weltweiten Boom pentekostaler Frömmigkeit. Das eine ist der Kontrast zur körperfernen und abstrakten Spiritualität westlicher Liturgien. Das Pentekostale ist vor allem eine Affektstruktur, die Menschen mit Musik, Performance und Botschaft affektiv direkt und ohne verkopfte Umwege

anspricht. Das andere ist eine inszenierte Antwort auf die nutzenorientierte Frage, was einem Religion und Glaube eigentlich bringen sollen. Das Lösungsangebot der pentekostalen Form besteht in einer religiösen Resakralisierung der Welt durch Glaube, Gebete und einen festen Tun-Ergehen-Zusammenhang. Religiöse Praxen wie Gebete um gute Entscheidungen, Krankenheilungen und Teufelsaustreibungen einerseits und klare ethische Lebensregeln andererseits verbinden göttlichen Segen mit persönlichem Erfolg und sozialem Aufstieg. Im Horizont des »Wohlstandsevangeliums« stehen beide Seiten in einem gegenseitigen Steigerungsverhältnis. Damit verbunden ist ein strikter Dualismus: Ich habe Gott erfahren, und du (noch) nicht! Und wo Gott nicht herrscht, dort herrscht sein Widersacher, der Teufel. Man lebt wie zur Zeit Jesu in der Naherwartung, dass der Endkampf zwischen Gott und dem Bösen bald bevorsteht. Nur mit der persönlichen Entscheidung zu Jesus, mit dem, was man von jetzt an für Gott tut, kann man sich auf die einst siegreiche und rettende Seite schlagen. »Extra conversio nulla salus«, könnte man sagen, wobei die *conversio* eben zur jeweils eigenen Glaubensgemeinschaft zu vollziehen ist. Damit schließt sich der Kreis zu den neotribalen Vergemeinschaftungen.

Das Kontrastprogramm hat der Bischof von Rom in diese schöne Kurzformel des Glaubens gebracht: »Das Evangelium lädt vor allem dazu ein, dem Gott zu antworten, der uns liebt und uns rettet – ihm zu antworten, indem man ihn in den anderen erkennt und aus sich selbst herausgeht, um das Wohl aller zu suchen« (EG 39). Die entscheidende biblische Botschaft lautet: Wichtig ist nicht, welche religiöse Beziehung wir zu Gott aufbauen, nicht was wir alles für Gott tun, wie viele Menschen wir zu Anhängern der eigenen Religion machen. Entscheidend ist, was Gott als das letzte Geheimnis unser aller Existenz für eine Beziehung zu uns aufgebaut hat. Dass wir nämlich von Gott her nie unser Gesicht verlieren können: »Wenn wir untreu sind, bleibt er doch treu« (2 Tim 2,13). Das ermöglicht eine Treue zum Realen, die das »Wohl aller« zum Maßstab hat.

4. Gibt es Alternativen zur Flucht vor der Vielfalt und Mehrdeutigkeit des Lebens in Nationalismen, Geschlechterstereotype und andere destruktive Ordnungsfiktionen?

Die marktkonforme Suche nach dem unterscheidend Christlichen und dem Profil der Religionen verstärkt jene identitäre Regrounding-Tendenz, die im Bekenntnis, in der Nation oder im Mann-Sein den letzten Sicherheitsanker in einer Welt der Ungewissheiten erfährt. Doch diese Sicherheit ist mit der Ausgrenzung des und der Anderen erkaufte.

Die kommende Herausforderung liegt darin, in einer Welt völlig gegensätzlicher Bewertungen und Handlungsstrategien so zu leben, dass Menschen keine Gewalt oder Grausamkeit angetan wird. Die Aufgabe von Theologie ist es dann gerade nicht, die Welt mit vordefinierten Urteilen zu ordnen und fraglose Hintergrundüberzeugungen bereitzustellen. Ich gehe davon aus, dass die Sehnsucht nach möglichst eindeutigen Kriterien und klaren Urteilen selbst alles andere als harmlos ist. Dass die Vorstellung, man könne in einer pluralen und konfliktreichen Gegenwart mit klaren Urteilen wieder Eindeutigkeit und eine gute Ordnung herstellen, genau das Gegenteil ihrer guten Absichten bewirken (kann).

Der erste Satz von *Gaudium et Spes* ist deshalb so befreiend, weil er über nichts urteilt, sondern anbietet, das Leben miteinander zu teilen. Und weil von Gott her niemand ausgeschlossen ist, kommen »besonders die Armen und Bedrängten aller Art« in den Blick. Mit dem Verzicht auf Urteile und rigorose Kategorisierungen beginnt die Solidarität mit den Lebens- und Existenzproblemen der Menschen von heute.

Situative Urteilsenthaltung wird zu einer christlichen Orientierungsfigur, mit der identitäre Verhärtungen unterlaufen werden. Sie stellt alle kategorisierenden Urteile in Frage, die Menschen ausgrenzen, alle Urteile, die Lebensmöglichkeiten nehmen, alle Urteile, die Menschen auf eine fremdbestimmte Identität festlegen und damit klein halten wollen. In der Erzählung von Jesus und der Ehebrecherin (Joh 8) fordern die Schriftgelehrten von ihm ein Urteil nach geltendem Recht. Jesus enthält sich des Urteils, ja er stellt das Urteilen überhaupt in Frage: »Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.« Urteilsenthaltung steht biblisch im Dienst einer je größeren Solidarität und Menschlichkeit mit jenen, deren Leben verwundbar ist. Es bedeutet eine Haltung der Offenheit, die

nicht immer schon zu wissen glaubt, wo man auf den Gott trifft, den man sucht!

Als Orientierungsfigur weist das den Weg zu einer *Theologie der Diversität*, zu einer theologischen Wertschätzung von Vielfalt, die sich vom Ausgeschlossenen und Abseitigen und Verqu(e)eren her entwirft. Urteilsenthaltung hilft dabei, Stereotype kleinzuarbeiten und Menschen als Menschen zu sehen – und nicht als das, was sie nach den naheliegenden Urteilkriterien zu sein scheinen. Es setzt für einen Augenblick die üblichen binären Einteilungen außer Kraft. Die brauchen wir zwar alle, um im Alltag leben zu können und uns zurechtzufinden. Doch wenn wir uns zu sehr auf diese Urteile verlassen, tun wir der Mehrdeutigkeit, der Ambiguität des Lebens Gewalt an.

Der Islamwissenschaftler Thomas Bauer hat herausgearbeitet, wie wichtig das Aushalten von Mehrdeutigkeiten ist. Er zeigt, wie die frühe Geschichte des Islam von einer reichen Ambiguitätskultur geprägt war. Es galt als Selbstverständlichkeit, die Dinge nicht mit allzu eindeutigen Kategorien festzulegen. Weder die heiligen Schriften, noch das Leben der Anderen. Man war bemüht, die Horizonte offen zu halten, im persönlichen wie im politischen Leben. Die moderne Vereindeutigung der Welt samt der Forderung nach klaren Identitäten erscheint dann als Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt.

Wenn es in Zukunft darum gehen wird, die besten Traditionsanteile der Religionen für eine friedliche und solidarische Welt fruchtbar zu machen, dann werden wir dieser diversitätsfreundlichen Spur mehr vertrauen müssen. Es ist auch die Spur des biblischen Gottes.